

(Nachdruck verboten.)

## 1) Mafia.)

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Rasmussen.  
Autorisierte Uebersetzung von E. Stine.

### Erstes Buch.

Akragas, Akragas — wie das singt!

Und es war Gesang in dem jungen Akragas.

Es war Gesang in ihm einige Jahrhunderte, ehe die große Hysterie von Galiläa ausging.

Damals war Akragas der Strom aller Freuden und der Kaufsch aller Schrecken — ein Wirbel schäumender Seligkeit. Die junge Stadt war Siziliens Vabel, seine große Sure. Kam von jenseits der lybischen Wogen ein breitschultriger Adam daher, ein Mann mit geschmeidigen Lenden und frischen Nerven aus Stahl — in Akragas mußten sie glühen. Und lockte sie einen hellenischen Wüstling an sich, einen Mann von Welt, dessen Nerven wie tote Fäden die schlaffen Gewebe durchzogen — in Akragas mußte der Lebensfunke zu sprühendem Feuer aufladern.

Wie eine bezwingende Hetäre lehnte sie in anmutigem Schmachten den sonnenweißen Körper an die gelben Steine der unruhig wogenden Hügel, und ließ den Blick der brennenden Augen hinüberstreichen über die bunten Gärten, die sich zu ihren Füßen würfelten, über die kornreichen Felder, deren grüner Teppich der weiße Schaumstreifen des Mittelmeeres verbrämte, und sich verlieren auf der perlenblauen Fläche des Meeres, das sich leise schaukelte im Takt mit der zurückgedrängten Wollust ihres eigenen Pulses und ihr die laue Frische des Südwestwindes ins Gesicht blies, die Sinne umtöndelnd mit dem süßen Wohlgeruch tausend duftschwangerer Kräuter und blühender Bäume.

Und ihr Stolz ward den Göttern gleich, als sie einen Sohn gebar, der der Herr war, einen Sohn, der Gott selbst war. Einen Mann, der schlechtweg Empedokles hieß und der auf Erden zu wandern begann wie andere Menschenkinder, aber der mächtig vorwärtsschritt, erfahren in aller Welt Kunst und Wissenschaft, und ein hochmütiger Staatsmann wurde, in flatterndem goldberbrämten Purpur, ein Dichter in der Götter Sprache, ein Arzt, der nichts Geringeres als den Nordsturm verordnete, um die Fieberdünste zu ersticken, die der feuchte Südwind ausbrütete; Berge spaltete, wenn sie ihm im Wege standen; den Flüssen ein ganz neues Bett gab. Als es dem Ende zuing, unternahm er es, mit den Propheten zu weitefern: er erweckte Tote zum Leben. Aber für das Gastmahl, das man bei dieser Gelegenheit veranstaltete, hatte er seinen größten Triumph aufgespart. Er fuhr zum Himmel wie Elias und der Galiläer.

Und doch — was half es der schönen Mutter! Die Götter haben die vornehme Gewohnheit, in gleichgültiger Allmacht auf ihren Wolken zu sitzen und Volk und Vaterland verbluten zu lassen.

Es kamen Tage, wo die Flammen über ihrem Haupt zusammenschlugen und die gelben Felsen in eine erstickende Rauchwolke hüllten. Da flossen die Ströme voll Blut, und das Perlmuttermeer leuchtete rot von Akragas bis Karthago.

Bei rohen Henkern aus Süd und Nord mußte Akragas Sklavinnendienst versehen, als Buße für vergangene üppige Tage.

Die großen Zeiten fehlten niemals wieder.

Girgenti, eine graugelbe, neumodische Provinzstadt, ist alles, was auf der berühmten Brandstätte übriggeblieben ist. Nur die Tempel stehen noch als berebete Zeugen verschwundener Herrlichkeit.

Noch spiegelt das Meer dieselbe samtblaue Himmels-tiefe, und dieselben Wogen schaukeln in schläfriger Wollust an die nie erlöschende Feuerinsel. Aber Horden von Männern

\*) In diesem hier zum ersten Male in deutscher Uebersetzung erscheinenden Romane gibt der dänische Verfasser, der jahrelang in Sizilien lebte, ein Milieu- und Sittenbild aus dem heutigen Girgenti. Manches wird dem mit den Verhältnissen Siziliens nicht Vertrauten fremdartig erscheinen. Aber Italiener selbst haben anerkannt, daß „in den erdichteten Ereignissen dieses Romans leider nichts Unwahrscheinliches sei.“

mit krummen Nasen und scharfen Augen haben Gärten und Felder niedergetreten, die steinernen Reste der Pracht in Schutt gelegt, die Männer des Friedens in Ketten geworfen, ihre Weiber mit Gewalt genommen und Kinder gezeugt, denen neue Horden mit neuen Gesichtern die Ketten schmieden wollten.

Gewalt und Bluttat paarten sich, Sklavinnen gebaren; das gab eine eigene Rasse, deren Blut ein Extrakt aus Völkerstämmen dreier Weltteile war.

Wohl waren sie wie zufällig von den vier Winden zusammengefegt, aber doch wurzelten in ihrem Wesensgrunde feste Eigenschaften, die sie zusammenknüpften und von der übrigen Welt schieden, den Haufen zu einem Volke machten.

Den Blutdurst der Räuberhorden bewahrten sie: Raub wurde ein bürgerliches Gewerbe, ein verletzendes Wort wurde bezahlt wie ein Dolchstich. Seine Hände in seines Feindes Blut zu waschen, war die höchste Wollust, die ein Herz fühlen konnte. Es gibt wohl in der Welt keinen blutdürstigeren Himmelsstrich, innerhalb des Kreises, den das Auge von dem Punkte aus umspannt, wo in alten Zeiten der Bronzestier seinen Bauch mit lebenden Menschenkindern labte, wird noch an jedem Tage des Jahres gewaltsam ein Mensch hingeopfert. Just so mußte die Brut werden aus der Duhlschaft geiles Räuberhorden mit bebenden Sklavinnen.

Sie wurden, wenn auch vielleicht die Minderzahl, so doch die Herrschenden.

Sie drückten der Insel ihr Gepräge auf wie das Feuer, das dicht unter der Erdrinde brennt; wie der Aetna; wie die heißen, stinkenden Schwefelminen; wie die heiße Marsalatraube und die unendlichen Heden von Blutgeranten.

Die Kinder des Feuers und des Blutes!

Aber die saftschwellende Insel war ja auch der Garten der Götter. Sind denn alle Flöten gesungen? Die schmelzenden Töne verstummt vor dem Blutgeschrei?

Nein! Dauschet nur dem Meere, wie getreulich es seine Melodien summt!

Dauschet dem Gesang der Nachtigall zwischen duftenden Drangen.

Dauschet dem säuselnden Laub, wenn die Mandeln blühen!

Um den Fuß der Berge breiten sie einen duftenden Teppich, durchsichtig wie das feinste Gespinnst, und flüstern: Tretet achtsam auf! Singt uns von der Jugend des Lebens und den keuschen Freuden. Blumen sind gestreut für Persephone!

Da muß jedes Herz in Andacht heben. Unter Vogelgezwitscher hält der Denz Einzug im Garten der Götter.

Und die Flur gebiert und beschirmt ihre Kinderschar, nährt sie mit ihrer bebenden Poesie.

Weit draußen auf den einsamen Kornfeldern, fern von den leichenbestreuten Heerstrassen, wuchs ein Geschlecht aus alten Familien heran, deren Blut sich rein erhielt. Es waren Sprossen jenes Stammes, der in den herrlichen alten Kolonien blühte, geistige Verwandte jener Männer, die sorgfältig Pfirsich und Mandel bewässerten und die ersten Gärten mit ihren goldenen Früchten pflanzten.

In ihren Augen spiegelt sich die melancholische Schönheit der Insel; die keuschen Melodien des Meeres klingen in ihren Ohren.

Sie sind rasch in der Anhänglichkeit, und einen lächelnden Blick vergessen sie niemals. In ihrem Hause ist der Fremde sicher wie im Beduinenzelte. Wenn es dazu kommt, läßt der Herr des Hauses sich für seinen Gast töten.

Sie machten die Frau zu einem Juwel, zum Schmuck des Hauses und duldeten niemals, daß sie sich unter dem Sonnenbrand und der harten Tagesarbeit abmühte.

Als Dank für eine so schöne Ritterlichkeit bot die Frau eine Treue, die zur Verehrung wurde. Der Flattersinn ihrer Schwestern auf der Halbinsel blieb ihr fremd. Selbst wenn ihre Welt bei der Türe des Hauses endete, nannte sie nie ihr Heim ein Gefängnis. Treue in der Liebe wurde Religion, die niedergeklagenen Augen deren Kultus.

Dieses Geschlecht ist eins mit der reichen Landschaft; es liebt die Poesie und die schmelzenden Melodien, in denen sich die sanfte Melancholie der Natur zur Ruhe weint; und es

liebt die Garze, die empfindsame, die Mimose unter den Instrumenten, die unter der leiseften Berührung erzittert.

Sa, selbst der ärmste Hirte auf seiner einsamen Höhe, meilenweit entfernt von den Behausungen der Menschen, erfreut sein Herz, indem er kindliche Schivanoia spielt, die wie ein Schluchzen klingen.

Dies sind die Kinder der alten Geschlechter, die Kinder der melancholisch weichen Natur — die Kinder der Gärten und des Meeres.

Allein die Kinder des Unrechts verstanden es, jede edle Eigenschaft auf ihre Spitze zu treiben und sich zunutze zu machen.

Sie kannten die unerbürliche Verschwiegenheit der anderen; die Ehre gebietet einem Manne, zu schweigen und die Augen vor allem zu verschließen, was ihn nicht angeht. Im Schutze dieser Verschwiegenheit konnte der Blutmann ungestraft jedes Verbrechen verüben.

Sie kannten ihr stolzes Selbstgefühl, das fremde Einmischung nicht duldet: die Ehre fordert von jedem Manne, innerhalb seines eigenen Kreises Gerechtigkeit zu üben.

So wurden die Kinder der Gärten mit Hilfe einer listigen Ausnützung ihrer besten Eigenschaften versprengt von jener Macht, die sie allein beschützen konnte — dem Staate; und sie mußten dem Schalten und Walten der Blutmänner anheimfallen. Jahrtausende lang hatte die Staatsmacht, wie häufig sie sich auch häutete, sich stets auf die Seite des Unrechts gestellt und mit diesem Bündnisse geschlossen, sofern es ihr nur die Mittel gab, den Blutsauger, den Henker herauszuführen. Nun dachten jene nicht mehr an die Möglichkeit, daß dies je anders werden könnte. Aber sie sahen auch nicht, daß ihr schroffes Mißtrauen, ihre undurchdringliche Schweigensart, ihr krankhaft erhitotes Selbstgefühl jede Macht — selbst wenn sie mit den besten Absichten käme — zuschanden machen, sie zwingen mußte, um doch einen Schein von Autorität aufrechtzuerhalten, einen Bund mit jenem andern Part zu schließen, der stets zu kaufen war: mit den Raubtieren.

So wurden die uneingeschränkten Beherrscher der Insel — wiewohl sie in der Minorität waren — die Kinder des Feuers und des Blutes, die Muskete und das spitze Messer. Man nennt sie die Mafia.

Wie Hyänen verbünden sie sich manchmal zur Ausübung ihrer nächtlichen Werke zu kleineren Haufen — „Coscas“ und schließen unerbürliche Vereinbarungen.

Die große Mafia aber hat keine Vereinbarungen, bildet keinen Verein, keine Gesellschaft. Ihre Mitglieder kennen einander durch Instinkt, wie die eine Hand die andere kennt. Sie einigen sich stillschweigend, wie die Hunde sich einigen, um die Katzen zu jagen. Aber es geschieht auch — häufig sogar — daß sie sich in Haufen zusammenrotten, die sich gegenseitig zerbeißen und zerfleischen, bis der eine Teil verblutet.

Mitten in dem blauen Meere liegt die strahlende Insel wie ein Schiff ohne Ruderkette. Wenig nützt es, wenn der Kapitän auf der Kommandobrücke steht; wenn jeder Mann auf seinem Posten ist und seine Pflicht tut; das Schiff treibt in der Gewalt der Wogen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Die Geschichte der lieben Gehängten.

Von Leonid Andrejew. — Autorisierte Uebersetzung.

Und dann wandelte ihn plötzlich ein Lachen an, und er hatte Lust, sein lockiges Haar zu schütteln, und sein Knie vorzustrecken, und die Brust irgend jemand zum Schlage hinzuhalten: da, schlag mich!

Niemand, selbst seine vertrauesten Genossen nicht, hatten von ihm je etwas vernommen von dieser „Freude alle Betrübten“, und sogar er selbst wußte gleichsam nichts von ihr — so tief war sie in seiner Seele verborgen. Und nicht oft, und immer nur mit scheuem Bogen, gedachte er ihrer.

Und nun, als der Schreden des unlöslichen großen Geheimnisses, dem er bald Aug' in Auge gegenüberstehen sollte, gleich der Wasserflut, die zurzeit der Ueberschwemmung die Weiden am Ufer verschlingt, über seinem Kopfe zusammenschlug — nun fühlte er auf einmal das Bedürfnis, zu beten. Er wollte niederknien, aber er schämte sich vor dem Soldaten am Guckfenster, und er faltete nur die Hände über der Brust und flüsterte leise:

„Du Freude aller Betrübten!“

Und mit schmerzlicher Nührung im Herzen wiederholte er

„Du Freude aller Betrübten, komm zu mir herab, hilf dem armen Wassja Kaschirin!“

Früher, während des ersten Univeritätskurses, als er Werner noch nicht kannte, noch nicht in die „Gesellschaft“ eingetreten war, und gern einmal durchging, hatte er sich selbst, mit einem Anflug von Prahlucht und Kofetterie, gern „Wassja Kaschirin“ genannt — und nun hatte er wiederum das Bedürfnis, sich so zu nennen. Aber seine Worte erklangen ohne Widerhall, wie tot.

„Du Freude aller Betrübten!“

Jrgendwo regte sich etwas. Es war, als ob in der Ferne ein stilles, gramvolles Bild vorübersehwebte und leise verlöschte, ohne in dieses Dunkel vor dem Tode einen Lichtschein zu bringen. Der Soldat im Korridor klirrte — mit dem Säbel, schien's, oder mit dem Gewehr — und ließ dann ein Wähnen vernehmen, langgezogen, in Absätzen.

„Du Freude aller Betrübten! Du schweigst? Du hast dem armen Wassja Kaschirin nichts zu sagen?“

Er lächelte gerührt und wartete. Aber es war leer in seiner Seele und leer ringsum. Und das stille, gramvolle Bild lehnte nicht wieder, Qualende, lästige Erinnerungen tauchten auf: brennende Wachskerzen, und der Pape im Neggewand, und das Heiligenbild an der Wand der Kirche, und der betende Vater, wie er sich tief bis zur Erde neigte vor dem Wilde, und sich wieder aufrichtete, und dabei von der Seite nach Wassja schielte, ob der auch betete und nicht etwa Unfug trieb. Und noch entschlicher ward ihm zumute als vor dem Gebet.

Alles entschwand.

Langsam und schwer kroch der Wahnsinn heran. Das Bewußtsein erlosch, wie ein Feuer auf dem Felde, das man auseinander gestreut hat, damit es rascher erlösche. Das Denken erstarrte, gleich dem Leichnam eines Menschen, der eben gestorben ist, dessen Herz noch warm ist, während Arme und Beine schon erkaltet sind. Noch einmal, wie in blutigem Aufblatzen, sagte ihm sein erlöschendes Bewußtsein, daß er, Wassja Kaschirin, hier verrückt werden und unennbare Qualen, unsäglich Schmerzen und Leiden erdulden könnte, wie sie noch nie ein lebendes Wesen erduldet hätte; daß er mit dem Schädel gegen die Wand rennen, mit dem Finger sich das Auge ausbohren, daß er, zu wem's auch sei, reden und schreien, und unter Tränen versichern könnte, es sei über seine Kraft, das alles auszuführen — und daß doch nichts, nicht das Geringste, darauf erfolgen würde. Gar nichts würde erfolgen.

Und nichts erfolgte in der Tat. Die Beine, die ihr eigenes Bewußtsein und ihr eigenes Leben haben, fuhrten fort, umherzugehen und den zitternden, nassen Körper zu tragen. Die Hände, die ihr eigenes Bewußtsein haben, versuchten sorgsam den auf der Brust offenstehenden Ritteln zusammenzuhalten und den zitternden, nassen Körper zu erwärmen. Der Körper zitterte und fröstelte. Die Augen schauten. Und das alles zusammengenommen war fast so gut wie Ruhe.

Doch es kam noch ein Augenblick wilden Entsetzens. Das war, als Menschen in seine Zelle eintraten. Er dachte gar nicht daran, daß dies so viel bedeutete als: nun ist's Zeit, nun geht's zur Hinrichtung, sondern er sah einfach Menschen und fuhr erschrocken zusammen, fast wie ein Kind.

„Jä tu's nicht wieder! Jä tu's nicht wieder!“ flüsterte er unhörbar, mit todesbleichen Rippen, und wich bang zurück in den Hintergrund der Zelle, wie in der Kindheit, wenn der Vater die Hand mit der Rute aufhob.

„s Zeit zum Fahren.“

Sie sprachen, sie gingen hin und her, sie reichten ihm etwas. er hatte die Augen geschlossen, wankte vor und begann langsam, sich bereit zu machen. Das Bewußtsein schien wiederzukehren: er bat plötzlich den Beamten um eine Zigarette. Und er hielt lebenswürdig sein silbernes, im Sezessionsstil gehaltenes Stui hin.

### 9. Die Mauern stürzen ein.

Der Unbekannte, der sich Werner nannte, war ein Mensch, den Leben und Kampf müde gemacht hatten. Es hatte eine Zeit gegeben, in der er eine starke Liebe für das Leben empfunden, sich für Theater, Literatur und gesellschaftlichen Verkehr begeistert hatte; mit einem guten Gedächtnis und einem festen Willen begabt, beherrschte er mehrere europäische Sprachen vollkommen und konnte sich leicht für einen Deutschen, einen Franzosen oder Engländer ausgeben. Das Deutsche sprach er gewöhnlich mit bayerischem Akzent, doch konnte er auf Wunsch auch Berlinisch sprechen wie ein echter eingeborener Berliner. Er kleidete sich gern gut, hatte gute Manieren und war der einzige unter den Genossen, der es wagen konnte, auf den Bällen der großen Welt zu erscheinen, ohne daß er eine Entlarbung zu befürchten brauchte.

Aber schon längst war in seiner Seele, unsichtbar für die Genossen, eine düstere Menschenverachtung gereift; sie war der Ausdruck der Verzweiflung und einer dumpfen Lebensmüdigkeit, die schwer auf ihm lastete. Seiner Anlage nach eher Mathematiker als Dichter, hatte er bisher weder Begeisterung noch Ekstase kennen gelernt und kam sich bisweilen wie ein Narr vor, der in vergoffenem Menschenblut die Quadratur des Kreises sucht. Der Feind, dem er im täglichen Kampfe entgegenzutreten hatte, konnte ihm keine Hochachtung einflößen; es war dies nur ein dichtes Netz von Dummheit, Verrat und Lüge, von schmutzigem Abscham und

widerlichem Betrug. Das Letzte, was für immer die Luft am Leben in ihm vernichtet zu haben schien, war die Beseitigung eines Strikels, den er im Auftrage der Organisation getötet hatte. In aller Ruhe hatte er ihn getötet, doch als er dann dieses tote, läugerische, jetzt aber ruhige und trotz alledem mitteilenderende menschliche Antlitz sah, hatte er plötzlich aufgehört, sich selbst und sein Werk zu achten. Nicht, daß er Reue empfunden hätte, — aber er hörte einfach plötzlich auf, sich zu achten, ward gleichsam sich selbst uninteressant, unwichtig und bis zur Langeweile gleichgültig. Aus der Organisation trat er indes als Mensch von fester, unzerpflatterter Willensrichtung nicht aus und blieb äußerlich derselbe — nur in seinen Augen nistete sich etwas Kaltes, Graufiges ein. Und keinem Menschen sagte er ein Wort.

Noch eine seltsame Eigenschaft besaß er: wie es Menschen gibt, die nie im Leben Kopfschmerzen gehabt haben, so wußte er nicht, was Furcht ist. Schwebten die anderen in Angst, so verurteilte er sie zwar deshalb nicht, doch bezeugte er ihnen auch kein besonderes Mitgefühl — als ob sie eben nur an einer ziemlich verbreiteten Krankheit litten, von der er selbst nie befallen worden war. Seine Genossen, namentlich Wahja Kaschirin, bedauerte er; doch war dies ein kaltes, fast offizielles Bedauern, wie es vielleicht auch diesem und jenem von den Richtern, die Wahja verurteilten, nicht fremd war.

(Fortsetzung folgt.)

## Wie Michelangelo arbeitete.

„Wie wundersam, ja mitunter traurig ist es, in welchen Umständen, unter welchen Bedingungen die herrlichsten Produktionen entstehen.“ Dieses Wort Goethes kommt dem in die Erinnerung, der sich Michelangelo bei der Arbeit vorstellt. In tiefer Verdüsterung der Seele, unter ungünstigen äußeren Verhältnissen sind die meisten seiner strahlenden Werke entstanden, mühsam dem verzweifelten und verbitterten Genius abgerungen. Diese Leidensgeschichte seines Schaffens tritt klar hervor in dem prächtigen, tief empfundenen Charakterbilde, das Hans M a d o w s k i h in seinem sechsten im Verlag von Marquardt u. Co. erschienenen ausgezeichneten Werke „M i c h e l a n g e l o“ entwirft. Der geborene Bildhauer, der sich nur wohlfühlte, wenn er aus dem Stein lebendige Formen mit kühnem Hammer Schlag erlösen konnte, hat sein größtes künstlerisches Werkentnis als Maler in der Sixtinischen Kapelle gegeben. Das Malen „war nicht seine Profession“, und doch mußte er nun 20 Monate hindurch hoch oben an der Decke in Hitze und Staub auf dem Gerüst arbeiten, den ganzen Tag lang ohne Ruh und Raft am Werke, nur mit ein wenig Brot und Wein für des Lebens Notdurft versehen. In einem seiner Sonette schildert der Meister mit grimmigem Humor sich selbst, wie er, gleich einem Vogen verkrümmt und zusammengezogen, von Farbe besudelt, mit zurückgebogenem Kopf, verrenktem Hals und schwerem, gehemmtem Atem, sein Werk freudlos verrichtet. Und dem Lieblingsbruder Buonarrotto klagt er: „Ich lebe hier in großer Sorge und unter den größten körperlichen Anstrengungen; ich habe keinen Freund, will auch keinen, nicht einmal zum Essen habe ich Zeit.“ Während seiner Arbeiten an der Medicäer Kapelle, diesem reinen und erhabenen Werke, war er so völlig von innerer Anstrengung und von äußerer Sorge aufgerieben, daß seine besorgten Freunde seinen baldigen Tod befürchteten. „Er wird wohl nur noch kurze Zeit leben“, berichtet einer der Freunde von dem Meister, der danach noch 33 Jahre leben sollte, „es kommt daher, daß er sehr viel arbeitet, wenig und schlecht isst, und noch weniger schläft. Seit einem Monat ist er sehr von Kopfschmerzen und Schwindel geplagt.“ Und doch loderte das Feuer seiner Kraft am stärksten auf, wenn er Werke der Plastik schaffen konnte. Nichts hat seine Phantasie so erregt und einen Rausch des Schaffens in ihm entfesselt, als der geliebte Marmor, dessen Geheimnisse er in den Marmorbrüchen zu enträtseln suchte. Ein besonders geformter Block konnte ihm einen genialen Gedanken eingeben, aus dem Stein erwuchs ihm die menschliche Gestalt. Kein geübter Steinmetz nahm es mit ihm an Geschicklichkeit auf, und seine Arbeiter lernte er sich selbst an. Mit Staunen sah man, wie der Sechzigjährige, schon ein gebeugter Greis, dessen Körperkräfte nicht groß waren, in einer Viertelstunde mehr Splitter von einem Marmorblock loszuschlag, als drei jugendkräftige Steinmetzen in drei- bis viermal soviel Zeit. „Und er griff die Arbeit mit solchem Ungestüm und Feuer an, daß man glaubte, das Werk müsse in Stücke gehen.“ Eine Naserei ergriff dann den Künstler und zwang ihn, mit dämonischer Gewalt, ununterbrochen dem Drängen des Genius sich hinzugeben, bis dann der übermäßigen Anspannung eine völlige Erschlaffung, eine tragische Melancholie und Verzweiflung folgte. Die fast ungläubliche Schnelligkeit, mit der Michelangelo in diesen Perioden des schöpferischen Rausches arbeitete — so hat er viele der herrlichen Jünglingsgestalten in der Sixtina jede an einem Tag geschaffen — läßt sich nur daraus erklären, daß Idee und Form seines Werkes in seinem Geiste völlig ausgestaltet vor ihm stand; er deutete nur flüchtig in einer vorbereitenden Zeichnung an, was er nachher in aller Herrlichkeit vollendete. Auch für seine plastischen Werke bediente er sich höchstens eines kleinen Modells in Ton oder Wachs

und ging häufig sogleich an das Behauen des Blockes, aus dem er mit mächtigen Meißelschlägen die darin schlummernde Gestalt herauslöste. Früh ist das Alter über Michelangelo gekommen, der eigentlich niemals recht jung gewesen war; aber unermindert lebte in ihm bis zum Ende der sieghafte Drang, zu schaffen und zu gestalten. Niemand durfte den Einsamen bei seinem Werke stören; seine Werkstatt hielt er fest verschlossen, und „hohe Herren“ mußten wohl, wenn sie sein Werk beschaun wollten, durch das Fenster ins Atelier hineinsteigen. Ein dumpfes Geheimnis umschwebte den Raum, in dem er schuf. Die Schlaflosigkeit, die den Gealterten heimsuchte, gewährte ihm auch noch die Nacht zur Arbeit. Dann griff der Meister, wie es Vasari schildert, zu der merkwürdigen Kappe, die er sich aus steifem Papier gemacht hatte, zündete ein Talglöckchen aus Ziegenfett an, das er oben in die Mitte dieser Kappe steckte, um Licht zu haben, nahm Hammer und Meißel und machte sich ans Werk. Ueberwand ihn die Müdigkeit, so schlief er angekleidet und mit den Stiefeln an den Füßen. Die Stiefel von Hundesellen, die er über den bloßen Füßen trug, zog er überhaupt nur selten aus, und manchmal unterließ er es, solange sie auszuziehen, daß dann mit den Stiefeln zugleich die Haut mitging wie bei den Schlangen“. So hauste er einsiedlerisch in seiner kahlen, weiten römischen Wohnung; nur wenigen vertrauten Freunden öffnete sich die stets verschlossene Haustür. Und mehr Gefallen, als am Umgang mit Menschen, fand der verbitterte Künstler an seinen Raben und Pferden und an seinen Hennen, mit denen er sich umgeben hatte. Nur einmal noch wußte ihn das Drängen und die Verehrung des Papstes Paul III. herauszuloden, wieder auf das Gerüst der Sixtinischen Kapelle, als er das Jüngste Gericht schuf. Der 70jährige klagte über die große Beschwerde, die ihm diese letzten Gemälde verursachten, „denn die Malerei, vornehmlich aber die Freskomalerei ist keine Arbeit für Alte, wenn sie über gewisse Jahre hinaus sind“. Einmal fiel er mitten in der Arbeit von einem Balken und beschädigte sich am Bein. Voll Schmerz und Wut darüber vertrieb er sich in das Innerste seines Hauses, so daß der Arzt nur mit List zu ihm eindringen konnte. Michelangelos Arbeitsweise gleicht nicht dem genialen und fast übermütigen Schaffen anderer Renaissancemeister, eines Raffael oder Tizian, die inmitten einer glänzenden Schülerschar, von Prunk und Schönheit umgeben, leicht und frei ihre Werke vollendeten, sondern in düsterer Einsamkeit, von dem tragischen Gaud seiner gequälten Seele unwitert, ringt er schmer und schmerzvoll mit dem Stoff, „allein wie der Hentel“, allem Erdenwesen, allem Menschlichen fern.

## Vom Tode.

Von Dr. A. Lipschütz.

(Nachdruck verboten.)

Die einzelligen Lebewesen sind unsterblich, indem sie sich teilen und in den Teilprodukten weiterleben. Doch müssen die Einzelligen von Zeit zu Zeit einen Verjüngungsprozeß durchmachen, der uns in verschiedener Form entgegentritt: als Einfeldung und Kopulation. Die Kopulation besteht in einer Verschmelzung zweier Zellen und hat große Ähnlichkeit mit dem Befruchtungsprozeß bei den vielzelligen Organismen, die alle sterblich sind. Unsterblich sind nur gewisse Zellen bei den Vielzelligen: die Geschlechtszellen. Diese werden durch die Befruchtung verjüngt, teilen sich und werden zum Embryo und zum erwachsenen Organismus; schließlich werden sie als Produkte fortgesetzter Zellteilungen — als Ei- und Samenzelle — aufs neue durch die Befruchtung verjüngt und so fort. Die anderen Gewebszellen der Vielzelligen machen einen ähnlichen Verjüngungsprozeß nicht durch und gehen schließlich zugrunde, sie sterben.

Warum ist aber die Lebensdauer einer jeden Art eine bestimmte — wenn wir vom Tod durch Krankheit ganz absehen? Der Zoologe Weismann beantwortete diese Frage dahin, daß hier die Selektion (Zuchtwahl) durch den Kampf ums Dasein dahin wirkte, daß die Lebensdauer einer Art um so länger werden mußte, je mehr die Fortpflanzungsprodukte in kleinen, auf lange Zeit verteilten Mengen abgelegt wurden und der dauernden Pflege durch die Eltern bedurften. Die Natur erreichte ihren Zweck dadurch, so führte Weismann aus, daß sie die Gewebszellen nicht unbegrenzt teilungsfähig machte, sondern die Zahl der Teilungen bei jeder Art festsetzte. Die letzte Zellgeneration ist dem Untergange geweiht.

Doch diese Antwort befriedigt uns nicht. Der Bonner Pathologe Ribbert, dessen interessanten Ausführungen wir hier folgen werden (vgl. Prof. Ribbert: Der Tod aus Alterschwäche — Bonn, 1908), weist darauf hin, daß es erstens Gewebszellen gibt, die sich überhaupt nicht teilen, wie die Nervenzellen des Gehirns, die im Laufe der Zeit wachsen, sich verändern, aber an Zahl nach der Geburt nicht zunehmen. Und doch sind diese Zellen das ganze Leben hindurch auf ihrem Posten. Dasselbe gilt für andere lebenswichtige Zellen, so für die Zellen unserer Körpermuskeln, für die Herzmuskeln- und Drüsenzellen. Und dann zweitens: die Behauptung, daß die bestimmte Lebensdauer der Körperzellen eine durch Selektion bewirkte Anpassungserscheinung sei, sagt uns noch sehr wenig. Wir wollen wissen, worin der Mechanismus dieser Anpassung besteht, wie die Lebensdauer der Körperzellen normiert wird.

Wie wir den Tod nach Krankheit auf anatomische Veränderungen in den Zellen zurückführen, so müssen wir — wollen wir wissen

schafflich verfahren — auch für den natürlichen Tod aus Altersschwäche eine anatomische Grundlage in Zellenveränderungen suchen. So gestaltet sich die Frage nach dem Mechanismus, der die Lebensdauer der Körperzellen normiert, zur Frage: worin bestehen diese Veränderungen an den Zellen und wie kommen sie zustande, welche Folgen haben diese Veränderungen für das Getriebe des Lebensablaufs im Organismus. Wir werden unser Augenmerk auf die lebenswichtigsten Zellen richten, die für den Eintritt des Todes voll vor allen anderen verantwortlich zu machen sind. Veränderungen an diesen lebenswichtigen Zellen werden wir suchen, um eine Erklärung für den natürlichen Tod zu finden. Welche Zellen sind es nun?

Wir wollen uns das Suchen erleichtern. Sehen wir zu, wie der Tod durch Krankheit zustande kommt. Hier zeigt es sich, daß es in den meisten Fällen, vielleicht stets, sich um einen Herztod handelt. Das Herz erlahmt und steht schließlich still. So ist es bei Herz-, Lungen- und Nierenkrankheiten, so bei der Arterienverfallung, bei der großen Schar der Infektionskrankheiten, nach schwerer Blutarmut, beim Krebs.

Doch der Tod kann auch ein Gehirntod sein. Das Gehirn ist durch irgendeine Krankheit teilweise zerstört, und durch Vermittlung der Nerven kommt es zu einem Stillstand des Herzens. Aber noch mehr: auch bei dem eigentlichen Herztod stirbt zuerst das Gehirn. Das Gehirn ist wenig widerstandsfähig, es stirbt rascher und früher als alle anderen Organe. Sobald das Herz aus irgendeiner Krankheitsursache in seiner Tätigkeit nachzulassen beginnt, bekommt das Gehirn nicht die genügende Blutmenge und stirbt: dann muß auch das Herz sofort stillstehen. Das Herz ist jedoch noch nicht tot. Hat doch der russische Physiologe Kuljablo das herausgeschnittene Herz eines an Krankheit gestorbenen Kindes noch 20—30 Stunden nach Eintritt des Todes zum Schlagen gebracht, indem er es mit sauerstoffreichem Blute durchspülte! Und das Herz eines an Krankheit gestorbenen Kaninchens konnte gar sieben Tage nach dem Tode zum Schlagen gebracht werden!

Also immer stirbt das Gehirn zuerst. Gilt das zunächst nur für den Tod nach Krankheit, so dürfen wir jedoch voraussetzen, daß es bei dem natürlichen Tode aus Altersschwäche nicht anders ist. Spricht doch dafür die Art und Weise, wie der natürliche Tod eintritt: das allmähliche Einschlafen, die zunehmende geistige Schwäche. Der natürliche Tod wäre dann immer ein Gehirntod. Es muß sich dann nach unseren Voraussetzungen vor allem um Veränderungen in den Zellen des Gehirns, in den sogenannten Ganglienzellen handeln, die den natürlichen Tod bedingen. Gaben wir Belege dafür?

Sehen wir uns das Gehirn eines an Alterschwäche gestorbenen Menschen an, wie es uns die Sektion zeigt. Es ist kleiner, als bei jüngeren Personen, die Hirnwindungen sind schmaler geworden und dementsprechend klaffen zwischen ihnen die Furchen. Die Hirnhöhlen erweitern sich, weil es in ihrer Umgebung zu einem Schwund der Gehirnschubstanz gekommen ist. Das war z. B. das Bild, das die Gehirne des 86jährigen Historikers Mommsen und des 83jährigen Physikers Bunsen darboten.

Sehen wir uns nun mit dem Mikroskope die Zellen eines solchen Gehirnes an. Die Zellen sind kleiner, als in früheren Lebensperioden, sie sind atrophisch (geschrumpft). Und dann zeigt sich in ihnen eine Pigmentierung, eine Einlagerung von dunklen Pigmentförmchen. Die Pigmentierung beginnt schon in der Kindheit, aber sie nimmt nur sehr langsam zu und erreicht erst spät eine große Ausdehnung. Die Pigmentierung und Atrophie der Ganglienzellen muß zu einer Abnahme der psychischen Tätigkeit führen, wie sie ja für das Greisenalter charakteristisch ist.

Ähnliche atrophische Veränderungen finden wir an allen Organen des aus Alterschwäche gestorbenen Menschen: überall eine Verkleinerung des Organs und seiner zelligen Bestandteile. So am Herzen, der Leber, den Nieren, dem Magen und Darmkanal, den Lungen und am Skelett. Die Arterien verlieren ihre Elastizität, weil sich in ihren Wandungen dichtes und zähes Bindegewebe breit macht — wie übrigens in allen atrophischen Organen.

Die Veränderungen in den einzelnen Organen werden sich natürlich im ganzen Lebensgetriebe des Organismus geltend machen. Vor allem die Atrophie des Herzens und die Versteifung der Arterien. Aber unmittelbar kann der Tod durch diese gegenseitige Beeinflussung noch nicht zustandekommen. Das Herz tut seinen Dienst bis ins höchste Alter. Wohl aber können wir uns vorstellen, daß im Gehirne an jenen Punkten, die z. B. die Atmung oder die Herztätigkeit regulieren, der außerordentlich fein abgestufte Mechanismus durch Zellatrophie schließlich so geschädigt wird, daß er in die Brüche geht. Dann müßte Atmung oder Herztätigkeit plötzlich stillstehen: der Tod ist da. Das zuerst absterbende Gehirn hat ihn verursacht: wobei aber, wie wir sehen, nicht alle Teile des Gehirnes gleichzeitig vom Tode betroffen zu werden brauchen.

Woher aber die Pigmentablagerung in den Ganglienzellen (und auch in anderen, wie in den Herzmuskelzellen) und ihre Atrophie? Sie können nicht die Folge bestimmter äußerer Schädlichkeiten sein, denn wir sprechen ja vom natürlichen Tode. Schädlichkeiten würden Krankheit verursachen. Aber die erwähnten Altersveränderungen lassen sich verstehen, wenn wir sie als Folge des Lebensprozesses auffassen, wie er unter den verschiedenartigsten Lebensbedingungen, wenn sie nur keine Schädlichkeiten sind, abläuft.

Und zwar: in den Zellen häufen sich ganz allmählich Stoffwechselprodukte an, Schlacken, die aus ihnen nicht entfernt werden. Das Leben der Zelle ist Zerfall und Wiederaufbau der Eiweißmoleküle; ein Teil der Zerfallsprodukte bleibt in der Zelle liegen. Dafür, daß unser Gedankengang richtig ist, spricht der Umstand, daß die Anhäufung von Pigmentförmchen in den Ganglienzellen schon in der Jugend beginnt, wo die Zelle ganz normal und lebenskräftig ist.

Wenn die Anhäufung der Pigmentförmchen eine bestimmte Stärke erreicht hat, wird der Stoffwechsel der Zelle allmählich immer mehr und mehr geschädigt werden, die Zelle nimmt an Masse ab, sie wird atrophisch, die Lebensenergie der Zelle wird immer kleiner und kleiner: so entwickelt sich der Tod aus dem Leben mit eiserner Notwendigkeit. Die Schlacken des brennenden Lebensfeuers bringen dieses allmählich zum Stillstand. Die Ganglienzellen, deren Lebensprozesse, deren Stoffwechsel viel intensiver ist als bei irgend welchen anderen Körperzellen — das hat das Experiment direkt gezeigt — werden am ehesten an den Folgen der Anhäufung der Stoffwechselprodukte, der Schlacken — schon wegen ihrer größeren Menge — zu leiden haben. Gerade sie — mit ihrem feinen hochdifferenzierten Zellmechanismus — werden am ehesten unter der Last der Schlacken zusammenbrechen — ihre Atrophie wird am schnellsten vorschreiten.

Hier haben wir die anatomische Grundlage des Todes, einen Zustand der Zellen, wie er sich aus den Lebenserscheinungen der Zellen, aus den chemisch-physikalischen Prozessen, die wir Leben nennen, mit Naturnotwendigkeit ergibt. Die Art und Weise, wie diese Prozesse verlaufen, ist bedingt durch die bei allen Menschen ungefähr gleiche Organisation der Zellen, ihre gleiche chemisch-physikalische Grundlage und die mehr oder weniger gleichmäßigen äußeren Lebensbedingungen. Darum muß die Lebensdauer einer Art bei allen Individuen die ungefähr gleiche sein.

Auf dem Boden einer anderen Organisation der Zellen, anderer Lebenserscheinungen, anderer chemisch-physikalischer Prozesse erwächst bei den anderen Arten eine andere — eine kürzere oder längere Lebensdauer.

Warum es aber bei der einen Art 100, 200 oder 300 Jahre sind, das wissen wir nicht. Dazu müßten wir das ganze chemisch-physikalische Getriebe der Zellen beim Menschen und den anderen Arten übersehen und bis ins einzelne verfolgen können. Und bis dahin ist es noch ein gut Stilk Weges. —

Man könnte nun einwenden, daß die Atrophie der Gehirnzellen hier nicht im Spiele sein könne, da die geistige Frische, die wir bei einzelnen Greisen beobachten, doch verschieden sei. Das hat aber seine Gründe. Solche, die andauernd geistig tätig sind, werden sich eher ihre geistige Frische erhalten, weil die fortgesetzte Uebung der die Gedankenarbeit leistenden Ganglienzellen zur Folge hat, daß diese besser vom Blute durchspült werden, mehr Nährstoffe zugeführt bekommen und ausgiebiger durch den Blutstrom von den Schlacken, den Stoffwechselprodukten befreit werden. Ganglienzellen, die etwa für die Regulierung der Herztätigkeit oder der Atmung in Betracht kommen, werden bei ihnen in demselben Tempo dem Tode entgegenstreiten, wie bei allen anderen, die aus Altersschwäche sterben. Daher die geistige Frische eines Mommsen und Bunsen bis zum Tode.

Aber „das wirkliche Verhalten der Greise beurteilen wir richtiger, wenn wir uns, wie wir es ja oft tun, so ausdrücken: dieser oder jener ist für sein Alter noch merkwürdig frisch. Damit sagen wir zugleich, daß doch tatsächlich schon eine Abnahme der geistigen Funktionen bemerkbar ist. Sie laufen langsamer ab und werden einseitiger. Und diese Verminderung psychischer Tätigkeit führen wir mit vollem Recht zunächst auf die zu dieser Zeit allerdings noch nicht zu den höchsten Graden fortgeschrittenen Veränderungen der Ganglienzellen zurück. Nimmt deren Atrophie weiterhin immer mehr zu, so steigert sich die Abnahme der psychischen Funktionen. Geordnetes Denken wird allmählich unmöglich, neue Eindrücke werden nicht mehr verarbeitet, es stellt sich Gleichgültigkeit gegen die Umgebung ein, das Gehirn vegetiert nur noch und diese Tätigkeit erlischt allmählich bis zum Eintritt des Todes.“ (Ribbert).

So ist das natürliche Ende kein schmerzliches. Der Nachlaß der Körperkräfte empfindet der sterbende Greis kaum: er schläft gleichsam ein.

Es ist also durchaus falsch, dem Greisenalter als solchem mit Furcht entgegenzusehen. Was wir allein fürchten müssen, das sind die Krankheiten, die im Greisenalter so häufig sind, weil der Organismus nun nicht mehr die nötige Widerstandskraft gegen alle Unbill der äußeren Schädlichkeiten besitzt. Nur die Krankheit verbittert uns unseren Lebensabend, sie müssen wir zu vermeiden suchen, da sie das Alter zu einem Siechtum macht.

Je mehr es uns gelingen wird, alle Schädlichkeiten des Berufes, einer ungenügenden Ernährung und Erholung von den Menschen fern zu halten, je mehr wir, ausgerüstet mit allen Mitteln der Wissenschaft, gewappnet sein werden gegen die Unbill der Natur und der Seuchen — desto näher werden wir dem Zeitpunkt sein, wo allen Menschen ein glücklicher Lebensabend beschieden sein wird, von dem aus sie auf den frühen Morgen und den Tag ihres Lebens mit Genugtuung werden zurückblicken können, ohne Leid und Beihmut.